

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 35 (1945)
Heft: 37

Artikel: Der ewige Traum [Fortsetzung]
Autor: Caren
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648832>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER EWIGE TRAUM

12. Fortsetzung

„Nicht möglich! Dann war es also der „coup de foudre“, wie die Franzosen sagen? Na, Geschmackssache...!“ Er macht eine wegwerfende Gebärde. „Ich habe, gottlob, keine Anlage zur Eifersucht. Wenn du für deine Zusammenkünfte mit Raffal Kaja gegenüber ein Alibi brauchst, will ich dir gern den Gefallen tun und ihr zu diesem „Geschäft“ zureden. Vorausgesetzt, dass aus dem Geschäft überhaupt etwas wird. Dazu musst du erst das deinige beitragen.“

„Wieso ich?“

„Indem du deinerseits diesen Erfinder aufs Korn nimmst und ihm seine unsinnigen Bedenken ausredest. Eine schöne Frau kann einen Mann mit einem einzigen Augenaufschlag leichter überzeugen als drei Männer zusammen mit allen Argumenten der Logik. Das ist eine uralte Tatsache.“

„Aber wovon soll ich ihn denn überzeugen?“ Ariel dämpft auf einen Wink des Grafen die Stimme. „Ich weiss ja nicht einmal, um was es sich eigentlich handelt. Ich verstehe doch gar nichts von dieser ganzen Erfindung.“

„Ist auch nicht nötig. Du brauchst Raffal nur dahin zu bringen, dass er uns den Vorvertrag unterschreibt — in seinem eigenen Interesse. Er scheut da ganz törichterweise vor einer Klausel, die bestimmt, dass sein „Geheimnis“, d. h. die Formel für das Element, in den Besitz der Gesellschaft übergeht. Eine Bedingung, die sich eigentlich ganz von selbst versteht, denn die Gesellschaft kann schliesslich nicht das

Risiko übernehmen, dass Raffal ihr eines Tages wegstirbt und sein Geheimnis in die Ewigkeit mitnimmt. Verstehst du?“

Die Tänzerin denkt einen Augenblick nach.

„Ja“, meint sie schliesslich, „aber wahrscheinlich fürchtet er, sich damit der Gesellschaft völlig auszuliefern.“

„Kindische Vorstellung! Als ob er es mit einer Gangsterbande zu tun hätte...! Wenn er seine Erfindung zum Patent anmeldet, muss er ja auch seine Karten aufdecken. Der Vertrag ist in jeder Hinsicht so günstig wie möglich für ihn. Aber wenn er nicht bald zugreift — ten Leert hat die Sache schon bis dahin. Er hat Raffal ein Ultimatum bis morgen Abend gestellt. Wenn bis dahin der Vertrag nicht unterschrieben ist — —“

„Gut“, unterbricht ihn Ariel mit einer entschlossenen Handbewegung, „ich fahre sofort zu ihm hinaus. Es wäre doch zu dumm, wenn wegen dieser einen Klausel die ganze Sache ins Wasser fiel, besonders da man jetzt weiss, dass die Erfindung wirklich etwas taugt.“

Sie pudert sich vor ihrem Taschenspiegel flüchtig das Gesicht und setzt einen bunt geflochtenen Sombrero auf.

„Beinah hätte ich vergessen, dass ich um fünf Uhr mit Yvo verabredet bin“, erklärt sie der eben wieder eintretenden Freundin. „Wir wollen uns den neuen Garbo-Film ansehen, den du ja schon kennst.“

Kaja macht unzufriedene Stirnfalten. „Darum brauchst du doch nicht jetzt schon davonzulaufen. Der Hauptfilm beginnt nie vor dreiviertel sechs. Yvo soll ruhig ein wenig warten.“

Die Tänzerin lacht. „Pfui, Winnetou, schäm' dich! Du trittst ja deine eigenen Erziehungsgrundsätze mit Füssen — du alter Pünktlichkeitsfanatiker.“

„Aber ich habe gerade eben den Tee bestellt.“

„Um so besser, dann könnt ihr meine Portion noch mittrinken. Ich habe bei der Hitze sowieso keine Lust auf Tee.“

Sie macht Bogadyn hinter dem Rücken der Freundin beschwörende Zeichen, dass er bleiben soll. „Auf Wiedersehen! Ich nehme den Wagen“, ruft sie schon in der Tür, während sie an dem eben mit dem Teebrett eintretenden Zimmerkellner vorbei rasch das Weite sucht.

Kajas Gesicht verfinstert sich noch mehr. Sie ist immer in tausend Aengsten, wenn Ariel selbst fährt.

„Sei vorsichtig!“ ruft sie ihr in den Korridor nach. Aber sie hört nur grade noch das Einschnappen der Lifttür und das leise Surren des abwärts gleitenden Aufzugs.

8.

Als Dominik Raffal nach einer fast zweistündigen Konferenz die Tür der Notariatskanzlei hinter sich ins Schloss wirft, tut er es mit dem festen Vorsatz, seinen Fuss nie wieder über diese Schwelle zu setzen. Mit einer wilden und zornigen Genugtuung im Herzen stürmt er die ausgetretene Stein-
treppe hinunter. Gottlob! Gottlob, dass es ihm noch im letzten Augenblick gelungen ist, der Falle auszuweichen, in die ihn diese skrupellosen Geldmenschchen locken wollten! Er weiss selbst nicht, woher ihm die blitzhafte Erleuchtung gekommen ist, ihm, dem jede juristische Kenntnis fehlt, dass diese fein und harmlos formulierte Klausel ihn für alle Zeiten zum Sklaven seiner Geldgeber macht, ja schlimmer noch: — zum Helfershelfer irgendwelcher eigennützigten Ausbeuter, die ihn rücksichtslos beiseite schieben werden, sobald er

Betttag

Herbst! Der Wandervogel
Ruft mit lautem Schrei,
Dass des Sommers Schönheit
Reif zum Sterben sei.

Soll vom Dome klingen
Glocken durch das Land,
Und die Menschen legen
Betend Hand in Hand.

Lächelnd gab der Sommer
Goldne Frucht und Glanz,
Korn in schweren Garben,
Roten Mohn zum Kranz.

Und mit vollen Schalen
Ruft der Herbst zum Mahl,
Segen! halt die Glocke,
Dank! der Widerhall.

Kaja Weibel

Das Saanenland und seine Bevölkerung

v. Ueber den landschaftlich und volkskundlich eigenartigen westlichsten Teil des Berner Oberlandes berichtet Robert Marti-Wehren Wissenswertes in der «Bernezer Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde» (1945, 3). Ursprünglich zur Grafschaft Greyerz gehörend und mit dieser einen Teil des 888 entstandenen Königreichs Hochburgund bildend, vermochte das Saanenland gegenüber den Grafen von Greyerz sich nach und nach verschiedene Sonderrechte zu erringen, die es ihm 1403 erlaubten, mit der Stadt Bern einen Bürgerrechtsvertrag, ein Schutz- und Trutzbündnis «auf ewige Zeit» zu schliessen. 1448 kaufte sich die Talschaft von dem in Geldnot geratenen Grafen Franz I. von Greyerz unter grossen Opfern soweit von allen Abgaben und Handelsbeschränkungen los, dass sie fortan ihre Verträge, Urteile, Kaufbriefe und Urkunden aller Art selber rechtskräftig besiegeln und unter eigenem Banner ausziehen konnte.

Als im Konkurse des Grafen Michael von Greyerz, des letzten Sprossen dieses einst mächtigen Herrscherhauses, die Stadt Bern 1555 den oberen Teil der Grafschaft erwarb, wurde die Talschaft bernisches Untertanengebiet. Das deutsche und das welsche Saanenland (das Pays d'Enhaut) bildeten zusammen von nun an die Landvogtei Saanen. Der Landvogt residierte bis 1575 im Dorf Saanen, dann bis zum Uebergang in Rougemont, wo ihm aus dem ehemaligen Cluniazenserpriorat ein stattliches Schloss errichtet wurde. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts erfolgte dann die Teilung der alten Landschaft Saanen in die 3 Gemeinden Gsteig, Lauenen und Saanen. Zu der Gemeinde Saanen gehört auch der Fremdenort Gstaad und die abgelegene Talschaft Abläntschen.

Von den heutigen Geschlechtern im Saanenland sind 32 schon vor 600 Jahren dort heimisch gewesen; weitere 18 werden erstmals im 15. Jahrhundert erwähnt. Die Bevölkerung des Amtsbezirks Saanen stieg von 1764 bis 1941, also im Laufe von 177 Jahren von 4136 auf 5996 Seelen an, was einer Zunahme von 44,8 Prozent entspricht. Diese Anstiegskurve erlitt allerdings wiederholt kleinere Rückschläge, zuletzt 1930 bis 1941. Mit dem 20. Jahrhundert nahm die Bevölkerung rasch zu, sie stieg von 1900 bis 1930 von 5019 auf 6145 Seelen

an. Diese Vermehrung von 22,4 Prozent ist wohl in erster Linie dem mit der Eröffnung der Montreux-Berner Oberland-Bahn im Jahre 1905 wesentlich gesteigerten Fremdenverkehr zuzuschreiben. Es hat denn auch nur die Bevölkerung der grossen Gemeinde Saanen mit dem bedeutenden Kurort und Handelszentrum Gstaad zugenommen, also das Gebiet an der Bahnlinie und an der wichtigen Durchgangsstrasse, während die abgelegenen Berggemeinden Gsteig und Lauenen und die Talschaft Abläntschen abgenommen haben.

Von den 1930 in der ganzen Schweiz gezählten 10 617 Saanern lebten 2825 in ihrer Heimat, 2508 in andern Gemeinden des Kantons Bern und 5248 in andern Kantonen. Dazu kamen noch mindestens 1000 Landsleute im Auslande. Rund 9000 Saaner haben demnach ausserhalb ihrer Heimat gewohnt.

(Photos Pressbild)

Die Kirche von Saanen



Kirche (links) und Schloss von Rougemont

ihnen den magischen Schlüssel zu seinem Geheimnis ausgeliefert hat.

„Verrechnet!“ lacht er in einer Art von bitterer Schadenfreude laut vor sich hin, dass es in dem dämmrigen Treppenhause wiederhallt und eine Dame in Trauer, die gerade heraufsteigt, ihm mit ängstlichem Seitenblick ausweicht.

Es ist noch nicht vier Uhr. Die Place Massena ist weiss von Sonne. Vor dem Hause des Notars wartet, von allen Vorübergehenden bestaunt, der schwere Luxuswagen ten Leerts. Der Chauffeur, der sich mit seiner Zeitung in den Häuserschatten geflüchtet hat, springt, als er Raffal aus der Haustür treten sieht, diensteifrig zum Wagenschlag. Aber Raffal macht eine ablehnende Geste und biegt schnell um die nächste Strassenecke. Er denkt nicht daran, sich jemals wieder dieses Wagens zu bedienen, und wenn er die 30 km bis Menton zu Fuss hätte gehen sollen. Es gibt ja Züge und Autobusse genug, und zum Glück hat er auch grade noch das Fahrgeld, wie er mit einem Griff in seine Rocktasche erleichtert feststellt. Bitter belustigt denkt er daran, wie rasch sein in diesen Tagen so mächtig gestiegener Kredit wieder versiegt sein wird, wenn ihn die braven Mentoneser, statt in der aufsehenerregenden Benzinkarossee des Hollän-

ders, bescheiden im Autobus zurückkehren sehen. Morgen schon wird es Tino beim Einkaufen merken, das ist gewiss. Armer kleiner Tino — er war so stolz, so sichtbar glücklich all die Tage, voller Zukunftspläne. Und dabei so rührend bemüht, sein bescheidenes Teil zum Gelingen der Sache beizutragen, sei es auch nur durch fieberhaftes Scheuern und Türenstreichen oder durch das freiwillige Opfer, sich zum Empfang der Herren in seinen schon ziemlich ausgewachsenen Sonntagsanzug zu zwingen, um die Würde des Hauses zu wahren ...

Die hart zusammengepressten Mundwinkel des Erfinders lockern sich zu einem kleinen Lächeln, das schon im nächsten Augenblick wieder erlischt. Armes Kind, es wird schwer sein, ihm diese Enttäuschung zu versetzen, schwerer noch als sie selber erliden. Wird ihn der Junge verstehen, ihn nicht für einen eigensinnigen Narren halten, der um einer dummen Klausel willen seines und seines Kindes Zukunft verspielt? Ist das von einem kaum Dreizehnjährigen nicht zu viel verlangt?

Und dann — die Anderen, d'e paar armen Teufel, die in blindem Vertrauen auf ihn gesetzt haben, auf ihn, den unbekanntem Aussenseiter — aus Sympathie, aus Mitleid

vielleicht oder auch nur aus ihrem dumpfen und ungebrochenen Instinkt heraus! Der gute André zum Beispiel, der seiner Sache schon so sicher ist, dass er ihm gestern abend mit strahlender Miene bereits die Pläne für den Bau des neuen Laboratoriums angeschleppt gebracht hat ... Niemals wird dieses Laboratorium gebaut werden, und André Sarda wird die 16 000 Francs, die ihn sein Kinderglaube im Lauf der Jahre gekostet hat, nie zurückerhalten. Und nie wird seine Philomene das kirschrote Umbausofa haben, von dem sie seit Jahren träumt, und das er ihr jetzt zur Belohnung für ihr Ausharren schenken wollte. Das Leben wird weitergehen. Man wird in der alten Mühle bleiben, bis einem das Dach auf den Kopf fällt. Man wird alt und kalt und spinnig werden, ein menschenscheuer Einsiedler, verhöhnt und vergessen. Alle werden sich von ihm zurückziehen, einer nach dem andern, wie von einem hoffnungslos Kranken, den das Leben aufgegeben hat. Auch André wird von ihm abfallen. Und später einmal, in ein paar Jahren, vielleicht sogar der eigene Sohn ...

Raffal bleibt mitten auf der Strasse stehen. Ein Zweifel befällt ihn plötzlich: darf man denn überhaupt so leben, wie er bisher gelebt hat? Darf man es, wenn man ein Kind hat? Wäre es nicht richtiger, umzukehren und diesen Federzug zu tun, der ihm und dem Jungen auf Lebenszeit eine sorgenfreie Existenz sichert?

Es ist noch nicht zu spät. Die Herren sind sicher noch in der Kanzlei beisammen. Man wird ihn empfangen wie

den verlorenen Sohn. Der Holländer wird ein paar plumpe Witze machen und Bogadyn sich in Höflichkeiten überbieten. Und dieser Herr Notar mit seinem ehrwürdigen Spitzbubengesicht wird sich im Hintergrund die Hände reiben vor Vergnügen, dass er den fetten Bissen doch noch geschnappt hat. Warum nicht? Es wäre das Einfachste die Rettung schlechtweg. Für ihn und für alle ...

Raffal macht zögernd kehrt. Aber schon nach ein paar Schritten hält er inne. Vor seinem inneren Auge taucht plötzlich mit überlebendiger Deutlichkeit das Gesicht seines Vaters auf — ein hageres, verzehrtes Greisengesicht, mit seltsam tiefliegenden Augen, in denen die Flamme eines unzerstörbaren Geistes glüht. Und diese Augen sehen ihn mit so tiefem, beinahe verächtlichem Vorwurf an, dass heisse Scham in ihm aufbrennt. Scham über die defätistische Anwandlung, in der er eben schon fast bereit war, nicht nur sich selbst, sondern auch diesen Toten zu verraten, dessen geistiges Vermächtnis er verwaltet. Was würde er dazu sagen, dieser echte und reine Gelehrte, wenn sein Sohn das kostbare Erbe, die Arbeit eines ganzen Lebens um ein Linsengericht verschleuderte? Nur weil es ihm nicht schnell genug geht, weil ihm die Schwierigkeiten und das Elend über den Kopf wachsen und er nicht mehr die Kraft aufbringt, die physische und moralische Kraft, seine Zeit abzuwarten. Zeit...! Sein Vater war vierundsechzig, als er das Ixion entdeckte. Er wusste, dass er mit seinem Leiden nur noch ein paar Jahre zu leben hatte und verzichtete dennoch darauf, seine Entdeckung zu publizieren, weil er sie noch nicht für vollendet hielt. Er würde lachen über den noch nicht Zweiundvierzigjährigen, der sich von ein paar materiellen Schwierigkeiten umwerfen lässt — — —

Ein barsch aufbrüllendes Hupensignal scheucht Raffal aus seiner Versunkenheit, er hat gerade noch Zeit, sich vor dem scharf um die Ecke biegenden Lastauto auf den Bürgersteig zu retten. Der Passantenstrom nimmt ihn auf, spült ihn weiter, die laute und schattige Avenue de la Victoire hinunter. Fremde Gesichter, alte und junge, geschminkte und ungeschminkte ziehen an ihm vorüber, hochsommerliche Gestalten in Shorts und grellbunten Strandkleidern, herrlich braunpoliert oder mit ätzenden Sonnenbränden wie gesottene Langusten. Die Cafés sind voller Fremden, alle Sprachen der Welt umschwirren das Ohr. Diese lärmende, glühende Stadt mit ihrer aus Müssiggang und falschem Luxus gemischten Atmosphäre geht Raffal heute auf die Nerven. Er sehnt sich plötzlich nach Hause, nach seinem abseitigen Winkel im Gorbital, nach Stille und Einsamkeit. Allein sein endlich, die Tür zusperrt und keinen mehr einlassen von dieser habgierigen Bande — keinen. Und weiterkämpfen — weiterwarten. So lange es geht — — —

Fast laufend erreicht er den Bahnhof, er hat Glück, es geht gerade ein Zug. Wie von einem Alldruck befreit, weitet sich seine Brust, als endlich wieder die reine und starke Luft von Menton durch seine Lungen zieht. Das Gorbital liegt schon im Abendschatten, von den Bergen her weht es kühl. Die schütterten Zwergpappeln leuchten schon rötlich aus dem samtigen Grün der Pinien und verkünden einen frühen Herbst.

Er nimmt einen nur den Einheimischen bekannten Abkürzungsweg, der durch Brombeerschläge und verwilderte Weingärten direkt zur alten Mühle führt. Lieber mit schmutzigen Schuhen heimkommen, als sich der Gefahr aussetzen, auf der Fahrstrasse irgendeinen neugierigen Nachbarn zu begegnen.

Schon von weitem hört er das Occarinaspiel, das durch die offenstehenden Fenster sich hinaus in den Abend schwingt: Tino, der sich für die musikalische Abstinenz der letzten Tage schadlos hält! Zum erstenmal fällt ihm auf, was der Junge aus dem primitiven Instrument zu machen versteht, wahrhaftig, es hört sich an wie das schönste Flötenkonzert. Armer Tino, aus seinem Musikunterricht, auf den er sich schon so freut, wird nun auch nichts werden.

(Fortsetzung folgt)

35 Jahre im Dienste des Staates

Frau Rosa Howald-Küpfer ist dieser Tage für 35 Jahre Dienste beim Staate von den Behörden geehrt worden. Wer die Jubilarin kennt, der muss sich über diese wohlverdiente Anerkennung freuen. Was nur will es heissen, Tag für Tag, Sommer und Winter, fünf Büros zu betreuen und in Ordnung zu halten. Der eine Herr raucht viel und streut die Asche überall umher, ein anderer hat sonst besondere Wünsche. Im

Laufe der Jahre lernt man allerhand Eigenheiten kennen, denen man nicht immer entsprechen kann, wie beispielsweise dem Wunsche eines Herrn, einen rauhen Sandsteinboden mit Bodenwische zu pflegen. Aber Frau Howald geht unentwegt ihrem Dienste nach, jeden Tag, noch heute, nach 35 Jahren! Zur Winterszeit schlägt wohl eine Turmuhr morgens 5¼ Uhr, wenn sie sich durch den ungebahnten Schnee einen Weg zum Stift sucht, um die Oefen rechtzeitig zu besorgen und zu heizen! Vielleicht begegnet ihr ein Strassenwischer oder eine weniger gemütliche Person. Geradezu unheimlich aber war ihr morgendlicher Weg während der Verdunkelung.

Aber noch sei einer Tätigkeit von Frau Howald gedacht,

die ihr ein bleibendes Andenken sichert: die Hilfe, die sie armen, von der Armendirektion versorgten Kindern angedeihen liess. Ungezählt sind die vielen Kinder, die sie auf Anordnung der Armendirektion aus diesem oder jenem Grunde aus dem Elternhaus wegnehmen und in eine Anstalt oder zu fremden Leuten verbringen musste. Wie viele Tränen gab's gewöhnlich von beiden Seiten! In der ganzen Schweiz ist Frau Howald mit ihren Pfleglingen herumgerast. Klappte die Unterbringung nicht ganz, so machte es ihr nichts aus, das Kind bei sich zu behalten, bis alles in Ordnung war, ohne je Rechnung zu stellen. Heute kommen einige dieser Vielen zu ihr, um ihr als Erwachsene, sogar als Wehrpflichtige ihr zu danken!

H. L.

